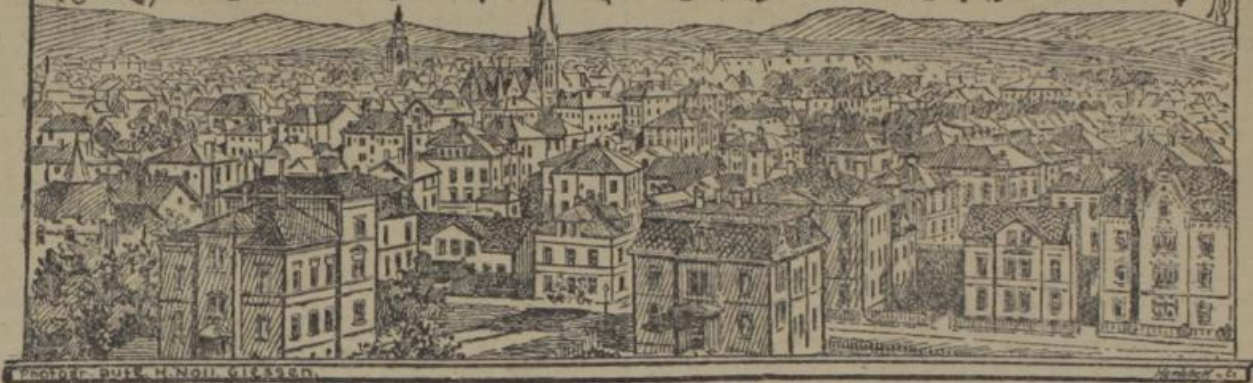


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Jan meinte später, seit den ersten Jahren seines Kriegeslebens nie so glücklich gewesen zu sein wie in den Jahren nach der Pariser Gefangenschaft. Vereint mit seinem Waffenbruder von Mantua, Feldmarschall Mercy, setzte er Deutschland von den Feinden frei. Den französischen Marschall Guebriant, den Cardinal Mazarin nach dem Tode Richelieus nach Deutschland geschickt hatte, machte er am Leben zweifeln. Die französischen Soldaten rissen vor dem Namen „Werth“ aus wie vorm Teufel, und die Rekruten mußte man an den Rhein treiben, wie Sklaven gefesselt, so fürchterlich schien ihnen der Krieg gegen einen General wie Jan.

Aber das Glück, das über Jans Leben stand, verlor allmählich sein strahlendes Lächeln, setzte ein kühles, dann ein abweisendes Gesicht auf, und nach einer kurzen Zeit entschwand es ganz.

Zuerst fiel der alte Mercy bei Allerheim. Als Jan von dem rasenden Vorstoß seines linken Flügels zurückkam, fand er den rechten Flügel vernichtet und seinen Waffenbruder tot, von Wunden entstellt, von Marodeuren bis aufs Letzte entkleidet. In den Schmerz um diesen Verlust klang Jan aber bald ein freundlicher Ton: der Letzte der alten Generale, die so oft durch ihr Bögen den vollen Erfolg hintangehalten hatten, war vom Kriegsschauplatz abgetreten. Jan wußte: nun bin ich frei, nun ist das ganze Heer in meiner Hand. Die Offiziere beglückwünschten ihn als Generalissimus, und den Soldaten war die Aussicht, Jan fortan gehorchen zu müssen, mehr wert, als es der Sieg bei Allerheim gewesen wäre. Alle wußten, wie gewaltig die Sprungkraft eines Heeres unter dem alleinigen Befehl Jans sein würde, und so wartete man zuversichtlich der Order von Maximilian, die da kommen mußte, und die nur so lauten konnte: Das Heer gehorcht fortan dem Werth.

Vorerst erregte das Bögen und Schweigen in München kein Mißtrauen. Aber eines Tages kam der französische Marschall de Gramont, den Jan bei Allerheim gefangen genommen und nach München geschickt hatte, in Jans Lager, um ihm anzuzeigen, daß er nun wieder auf der Kriegsbühne auftrate.

Jan war nicht wenig erstaunt, denn er wußte, daß die Franzosen keinen ligistischen Offizier von gleichem Range zum Auswechsell in der Hand hatten.

„Vergeßt,“ sagte er zu Gramont, „aber gegen wen seid Ihr ausgewechselt?“

Gramont sah auf die Schar der Offiziere, die Jans Bett anfüllte, und fragte:

„Kann ich mit Euch ein paar Worte im geheimen sprechen?“

Sie verließen das Lager und gingen schweigend einen ausgefahrenen Hohlweg hinauf, der bis an den Rand des Tannenwaldes führte. Oben am Waldsaum legte der Franzose dem kleinen Jan die Hände auf die Schulter und sagte:

„Werth, ich hab' Euch gern, Ihr seid ein ritterlicher und kühner Mann. Ich bin Euch zudem verpflichtet, denn Ihr habt mich mit eigenem Leib gegen die Wut der Landsknecht Bürger beschützt, als ich ein wehr- und waffenloser Gefangener war. Ich will offen gegen Euch sein. Werth — Euer Kurfürst ist nicht ehrlich.“

Jan sah den Marschall groß an.

„Dem Kurfürsten bin ich geschworen — ein Landesfeind soll vor meinen Ohren nicht schlecht von ihm sprechen, hört Ihr?“

„Werth, schlecht sprechen? Ich will Euch Tatsachen sagen, zu deren Geheimhaltung mich niemand verpflichtet hat. Daß es Tatsachen sind, versichere ich bei meiner Ehre.“

„Nun also — welche Tatsachen?“

„Gelesen ist zum Generalissimus ernannt.“

„Ihr seid schlecht unterrichtet. — Wie? Gelesen? Ein Mann ohne mehr Meriten als irgendein Feldsoldat? Gelesen? Der gefangene Gelesen, Generalissimus? Geht, geht!“

„Ich hoffe, Ihr wollt damit keinen Zweifel an meinem Wort als Edelmann äußern?“

Jan biß die Zähne zusammen, daß die Backenmuskeln wie Bündel von Schnüren hervorsprangen. Er hieb mit seinem Reitstöckchen durch die Luft, daß es pfiß. Aber er brückte seinen Zorn nieder. Nur dem Franzosen nicht zeigen, wie es hier bei uns steht!

„Nun? Und was noch?“ fragte er mit gleichgültiger Stimme.

„Wißt Ihr, daß der Drangel dem Kaiser Ferdinand böß zusetzt? Nun wohl — trotzdem hat Maximilian mich beauftragt, in Paris seine Bereitwilligkeit, Frieden zu schließen, zu versichern.“

„Zweifelloß hat er Euch auch beauftragt, dies überall zu erzählen, mein Herr?“

„Mir ist kein Schweigen auferlegt.“

„Trotzdem würde ein deutscher General dieses Versprechen nicht also ausnützen.“

Der Franzose richtete sich auf.

„Ich sehe, Ihr verkennet meine Absichten. Mögt Ihr. Ich wollte Euch, als Herrn von Werth, einen Dienst erweisen. Ich habe getan, was ich tun zu müssen glaubte. Das übrige steht bei Euch. Lebt wohl.“

Und er ging langsam den Weg nach dem Lager zurück. Jan sah Blut und Feuer vor seinen Augen tanzen; er krallte sich an einer Lanne fest und stöhnte wie unter dem Schmerz einer tödlichen Wunde. War die Lage wirklich so, dann — dann —!

Sie war so. Nach drei Tagen kam Gelesen beim Heer an, mit der Order des Kurfürsten. Jan verschloß sich in sein

Belt. Immerhin, Geleen konnte er verschmerzen. Aber das andere! Berrät' Mag den Kaiser, die katholische Sache, dann —! Ich hau' ihn zusammen inmitten seiner Schwarzröcke! Und sollte ich hängen darum!

Vorerst gingen die Dinge ihren Gang wie sonst. Und als einige Monate verfloßen waren, näherte sich Jan dem Geleen. Er fand einen bescheidenen, ehrlichen Mann, der offen gestand, daß er auf Jans Rat angewiesen sei. Sofort lehrte Jan der Lebensmut wieder. Er gab dem So-disant-Generalissimus einige Ratschläge, und sie wurden ausgeführt. „Ach was,“ sagte er da, „gönne ihm den Titel, wenn er mir nur nicht dreinredet!“

Aber dann kamen doch Gerüchte ins Lager, die von den entschlossenen Verhandlungen des Kurfürsten mit Frankreich flüstereten. Man erzählte sich, daß der junge Kaiser seinen Verwandten und Verbündeten mit rührenden Briefen gebeten hatte, von seinem Vorhaben abzusehen, und als Jan eines Morgens in das Belt Geleens trat, fand er diesen bleich und verstört, die starren Augen auf ein Pergament geheftet.

„Werth!“ rief er ihm entgegen, „Werth! Sagt Hundsfott zu mir, daß ich zur Besinnung komme! — Hier ist ein Befehl — ein Befehl des Kurfürsten, die Feindseligkeiten gegen die Franzosen einzustellen, da er zu einem Teilsfrieden entschlossen sei. — Hört Ihr? Wie? Ihr fallt nicht um?“ Der sonst so ruhige Mann bebte in allen Gliedern. Er knüllte das Pergament zusammen und warf es Jan vor die Füße. „Da habt Ihr Eures Kurfürsten Wisch! Nehmt's, nehmt's und meldet ihm — der Geleen macht nicht mit! Nein, er macht nicht mit! Da —!“

Der General riß seinen Degen aus der Scheide und brach ihn in zwei Stücke.

„Da, bringt ihm das! Ich quittier' den Dienst! Bin mein Lebtag ehrlich gewesen und soll zusehen, mit gekreuzten Armen, wie nur die Franzosen und Schweden über den ritterlichen Kaiser herfallen?“

„Ich dank' Euch für die Besinnung,“ rief Jan und umarmte den Erregten.

„Denkt Ihr wie ich, dann stellt Euch zu mir. Schiden wir ihm unsere zerbrochenen Degen. Vielleicht rötet die Scham dann sein Gesicht!“

Jan trat entschlossen zurück.

„Ich denke, eine andere Aufgabe zu haben. Ich will der Schlange die Zähne ausbrechen!“

„Was wollt Ihr tun?“

„Erlaubt, daß ich noch nicht davon rede. Vielleicht komme ich noch frei, — von dem, was ich tun will. Sonst bin ich zum Neuesten entschlossen, zum Neuesten, Kamerad!“

„Tut, was Euch ansteht! Ich verlasse das Lager — noch heute. Hab' da oben im Weiserwald noch meiner Väter Haus. Besucht mich dort, Werth. Gute Berrichtung und Glück auf den Weg!“

Drei Tage später war Jan in München. Mit ihm waren sein Generalwachtmeister Svord und José Maria. Er hieß die Getreuen in der „Göldenen Gans“ auf ihn warten und ritt in die Residenz. Dort standen auf dem Hofe gespannte Reisefutscheln, einige kamen an, andere hielten vor dem großen Portal, und langsame und würdevolle Herren stiegen ein. Jan ging resolut geradeaus bis in das Vorzimmer des Kurfürsten; den wachhabenden Offizier durchfuhr ein gelinder Schreck, als Jan sagte:

„Geht zum Herrn Kurfürsten und sagt, der Werth müsse ihn sprechen!“

Verlegen und hochrot kam der Offizier zurück.

„Euer Exzellenz möchten einige Zeit verziehen, da die Verhandlungen mit den französischen Herren —“

„Ah, sind die Franzosen da?“

Er ging auf die Flügeltür zu.

„Euer Exzellenz,“ rief der Offizier und streckte die Hand nach Jan aus, „striktes Verbot —!“

„Mein Sohn,“ sagte Jan, „du wolltest doch den Werth nicht anfassen, nicht wahr?“

Und er ging mit lauten Schritten zur Türe, öffnete sie weit und trat sporenklirrend in den Saal. An einer langen, blanken Eichentafel saßen so sieben, acht Herren mit Vapieren vor sich. Am Kopfende hob Maximilian seinen krummen Leib aus der Tiefe des Sessels. Jan marschierte gerademweg auf ihn zu und sagte:

„Kurfürstliche Gnaden wußte ohne Zweifel nicht, daß

ich es war, der mich melden ließ. Sonst hätte Sie mich sicher nicht antichambrieren lassen.“

„Werth,“ sagte der Kurfürst, „Ihr seid noch immer der Alte. Aber Ihr müßt Euch schon herbeilassen, draußen ein wenig zu warten, bis ich mit diesen Herren hier fertig bin.“

„Kurfürstliche Gnaden, meine Sache ist die Eure. Sie ist wichtiger als alles, was diese Herren hier aussheden können.“

„Mein Gott, so redet immerhin,“ rief Maximilian und klopfte mit seiner knöchernen Faust auf die Tischplatte.

„Also was wollt Ihr? Oder dürft Ihr vor diesen Herren nicht sprechen?“

„Sind Franzosen, wie ich höre?“

„Meine Verbündeten. Der Frieden ist unterzeichnet.“

Jan trat, ohne zu wollen, einen Schritt zurück.

„Ist unterzeichnet? So.“

„Sprecht nun endlich. Was wollt Ihr?“

„Vorerst eines Auftrags mich entledigen,“ sagte Jan.

Er zog aus seinem Kollett die Stüle eines zerbrochenen Degens und legte sie dicht vor dem Kurfürsten klirrend auf den Tisch. Maximilian fuhr hoch.

„Was soll das; was ist das?“

„Geleens Degen.“

Maximilian wurde noch um einen Schatten grauer.

„So, so,“ sagte er langsam. „Geleens Degen.“

„Der den Dienst Euer Kurfürstlicher Durchlaucht quittiert. Bedankt Euch dafür bei den Herren, die da herumstehen.“

„Geleen. Nun wohl. Er ist zu erliegen.“

„Ein ehrlicher Mann ist nie zu erliegen.“

„Was heißt das?“

„Ist nur eine Meinung, Kurfürstliche Gnaden.“

„Ist Geleen noch beim Heere?“

„Vor drei Tagen abgereist.“

„Kommandiert die Truppen inzwischen, bis ich —“

„Bis Ihr einen andern zum Kommandanten ernannt habt, ja.“

„Mich dünkt, Ihr wäret der nächste am Oberbefehl?“

„So, dünkt Euch das, Kurfürstliche Gnaden? Mein' —“

Ihr hättet schon seit zwölf Jahren so denken können!“

Der Kurfürst wurde ärgerlich.

„Werth,“ sagte er, „Ihr bezeigt mir wenig Respekt, muß ich sagen! — Aber ich bin's von Euch gewohnt. — Ein Mann von glänzenden Gaben,“ sagte er zu seiner Umgebung, „der Werth, nur mit der Zunge und dem Degen oft zu led. Aber ich seh's ihm nach. — Sagt mir doch, Werth, was kommt den Geleen an, so davonzugehen? Ist nie gehört, solange ich denken kann.“

Er meinte, er könne nicht, Gewehr bei Fuß, zuschauen, wie Schweden und Franzosen nun über den ritterlichen Kaiser herfallen. Ein verhenkert gutes Wort, Kurfürstliche Gnaden!“

„Meint Ihr? Ich bin erstaunt, Euch so reden zu hören. Hätt' mehr Einsicht von meinen Generals erwartet. Euch Kriegsleute allerdings kann der unglückselige Krieg nicht lange genug dauern.“

„Vergebt,“ sagte Jan und trat näher, „aber solltet Ihr nicht wissen, wer den Krieg begonnen? — Nun also, wir Kriegsleute waren's sicher nicht. Im übrigen wollen wir lieber heute als morgen den Degen einstecken. Aber, Kurfürstliche Gnaden“ — er erhob seine Stimme — „nur wenn ein einziges Rasseln von Degen, die in die Scheide fahren, durch ganz Deutschland geht!“

(Fortsetzung folgt.)

Mids Timoreits Schwein.

Eine wahre Geschichte aus Ostpreußen.

Von Lothar Wende.

Im ostpreussischen Kolonistendörchen Wannaguppen raste Angst durch die Aeinen Häuserchen. „De Russ' kommt all!“ floß es schredend von Mund zu Mund. Grita Timoreit, das Stubenmädchen von dem eine halbe Wegstunde entfernten Restrittergute Wannaguppen war in aller Frühe durch das Dorf mit dieser unangenehmen Nachricht getraht und hatte sie auf dem Wege ins erteliche Heim, das als Abbau weit ab vom eigentlichen Dorf lag, in alle Häuser geschrien.

Gestern abend spät hatte der Herr Landrat die gnädige Frau telephonisch angerufen — der gnädige Herr war mit den litauischen Dragonern im Felde — und ihr eine amtliche Bekanntmachung vorgelesen, man möge alles Vieh und alles gedroschene

treibe so schnell wie möglich vor den in großer Zahl anrückenden Russen in Sicherheit bringen. Und seit Tagesgrauen mühte sich alt und jung, das Vieh von der Weide einzutreiben und alle Wagen zu beladen.

Dies alles hörte sich nun die Mutter Meike Timoreit mit einem „Ach Gottchen, ach Gottchen, was soll dat bloß ware!“ an, und ihre zitternden Arme konnten die Schüssel mit den zu schälenden Kartoffeln kaum noch auf dem Schoße halten.

Da klangen draußen auf dem mit roten Ziegeln gepflasterten Flur stambende Männer Schritte, die Tür wurde aufgerissen, und eine Männerstimme schrie in die Stube: „Dat Schwein mußt wej!“ Meike Timoreit sprang auf, die Kartoffeln kolleerten auf dem mit weißem Sand bestreuten Fußboden herum, und Grita wandte sich jäh um und rief erschrocken: „Aber Batschen, wat fall dat hete?“

Mids Timoreit, der Ehemann der Meike und der Vater der Grita, stand in der Stube. „Joa, watt full dat hete?“ höhnte er nach. „Jed segg, dat Schwein mußt wej!“

Als sich dann die Familie Timoreit von dem ersten Schrecken erholt hatte, ging sie sinnierend und überlegend herum. „Wo full dat Schwein bliewe?“ Doch was kein Verstand der Verständigen lieh, das fand der jüngste Timoreit, der zwölfjährige Wilhelm beim Abendbrot.

„Mi schaffe es hove op dem Bodden“, meinte er und schob den Spitzkorn ein Stück Schwarzbrot nach in den Mund, den immer hungrigen.

„Donnacklad!“ sagte der Vater erleuchtet, „Kiek de Jung!“

Es war eine widerhaarige Arbeit, das ungebärdige Schwein über die steile Leiter, die mit aufgenagelten Brettern für das Tier gangbar gemacht war, in den Bodenraum zu bringen. Aber es ging. Wie das vierbeinige Vermögen der Familie Timoreit in dem dunklen Stiebelraum fürsorglich in einem Verchlag untergebracht war, da grünte Mids in sich hinein: „Nu lenne so koame, de Dressbartels.“

Die Russen kamen auch, zwar nicht gleich, es ging noch über eine Woche ins Land, und die Wannaguppchen, die nicht geflohen waren, hofften schon, sie kämen überhaupt nicht mehr. Aber an einem späten Nachmittage meldete sich das Verhängnis in Gestalt zweier Reiter, die wie verrückt durch das Dorf galoppierten. Vier andere folgten langsam und vorsichtig nach. Dann kam eine größere Abteilung Infanterie, die sich im Dorfe bequem machte und dort Quartier bezog. Timoreits versteckt liegendes Häuschen hatten sie anscheinend zuerst gar nicht bemerkt, und die Vier saßen den ganzen Abend in banger, spannender Erwartung im dunklen Zimmer. Wilhelm lauerte vor dem Guckloch an der Türe, die beiden Frauen beteten leise marmelud, angstvoll auf jedes Geräusch horchend, und der Vater lehnte nachdenklich an der Kachelofenecke, die Hände in den Hosentaschen und den Brien aufgeregt im Munde hin und her schiebend. Da grunzte und quiekte oben das Schwein auf, stieß polternd an seinen Verchlag und warf irgend etwas um. Den Timoreits fuhr ein gewaltiger Schrecken durch die Glieder. Wenn das Schwein sich so unvorsichtig auführte, sobald Russen im Hause waren, dann war's aus mit der Schweineherrlichkeit.

„Wat falle wie bloß dohn?“ jammerte die Mutter. Da hatte wieder Wilhelm den erlösenden Gedanken: „De Grita jeht roy tom Schwinen, op di hüt's dat meiste.“ Da fiel der Mutter ein Stein vom Herzen, denn um die Grita hatte sie im geheimen mehr Angst als um das Familienvermögen, das Schwein. Schnell wurden die Betten der Grita und diese selbst rausgeschafft. Jetzt waren beide in Sicherheit. Denn unter dem kleinen Dach, zu dem kein Ausgang führte, wenn man die Leiter wegnahm, würde niemand lebende Wesen vermuten. An diesem Abend blieben Timoreits von den Russen unbehelligt.

Am anderen Tag in aller Frühe wurde eine riesige Portion Schweinefutter eingebracht, auch Grita reichlich mit Essen und Trinken versorgt, und kaum war alles rausgeschafft, da meldete Wilhelm vom Guckloch: „De Russ' koame!“ Richtig. Unten auf dem Sandweg, der von Wannaguppchen nach Almedien führte, zog eine Infanterieabteilung mit Furgengewagen dahin. Als die Sicherungsspitze auf linker Seite das versteckte Häuschen sah, blieb sie stehen, schien zu überlegen, und als die Kolonne herankam, lösten sich fünf Mann ab und marschierten auf die Käte zu.

„Grita, sei still! de Russ' koame!“ Grita klappte oben die Falltür zu, der Vater stellte die Leiter in eine andere Ecke und setzte die dümmste Miene auf, über die er verfügte. Inzwischen waren die Fünf herangelommen. Zwei postierten sich vor die Türe, drei traten ein. Der Unteroffizier rebete den Mids auf russisch an: „Obja druzi a wistawil tschislawisch?“ Die Timoreits machten dumme Gesichter, und da überlehte einer der anderen Russen die Fragen des Unteroffiziers in stolperndes Deutsch. Mids konnte von preussischen Soldaten nichts erzählen. Dann durchsuchten sie das Haus, jede Kammer, guckten in jeden Winkel. Timoreit mußte in den Keller vorankleuchten. Und dann ging's in den Stall — der Stall war leer. „Obja swinia?“ schrie der Russe den Timoreit an, und der Meike, die hinterher gekommen war, zitterten die Arme. Sie glaubte vom Dache her das Schwein aufzuklettern zu hören. Aber die Russen hörten nichts, und Mids log etwas von „Schweinefuchs“ und „Krepiert“, und dann suchten die Russen fürchterlich und zogen mühsam und langsam ab.

Denn hier kein Schwein im Haus, wo jeder mindestens eines hatte, das war seltsam.

Während nun die Russen im Hause herumtorkelten, kauerte oben zitternd die Grita neben dem Schwein und fragte es mit einem Stück Holz im Genick, daß es behaglich schnauzte. Dem Schwein wurde es unter der liebevollen Behandlung immer wohler, und Grita mußte alle möglichen Ränste anwenden, um ihren Pflögel mit lautem Freudensquieken abzuhalten. Dabei lautete sie angstvoll zitternd nach unten, auf das Stimmengewirr. Aber endlich wurde es still, und nach geraumer Zeit klopfte der Vater, und Grita konnte aus ihrer Schweinewart herabklettern. Doch nicht für lange.

Wilhelm saß hinterm Haus auf dem Sandhügel, von dem aus er das ganze Dorf überschauen konnte, auf dem Auslug. Zur Vesperzeit rüdten von unten her wieder einige Russen an. Mit ein paar gewaltigen Säben war Wilhelm zur Hintertüre herein: „De Russ'! Grita! Dat Schwinen!“ Wie der Blitz huschte Grita die Leiter hinauf und schloß die Klappe. Während der Junge die Leiter hinten hinaus schleppte, donnerten vorn schon die Kolben an die Türe: „Atwarjati paktol! kwartiera!“ Diesmal war's schlimmer. Vier Mann kamen ins Quartier. Mids Timoreit wurde es recht flau im den Magen, als er sah, wie die Russen es sich in seiner Stube bequem machten, nachdem sie wieder das ganze Haus durchsucht hatten. Aber er hätte kein Utaner sein müssen, wenn es ihm nicht gelänge, die Russen über den Köffel zu barbieren. Wenn nur Grita mit dem Schwein fertig würde; für das Abige würde er schon sorgen. Nachdem er die ungebundene Gesellschaft ordentlich abgefüttert hatte, holte er die Kruse mit dem Wacholderchnaps aus dem Keller, und nachdem er selbst einen Ordentlichen hinter die Binde gegossen hatte, bot er den Russen an. Dann holte er die Ziehharmonika aus dem Schaff und spielte alles, was ihm bekannt war. Es dauerte gar nicht lange, da waren die vier Russen sehr vergnügt; sie sangen, zwar nicht dasselbe, was Mids spielte, aber dafür laut, tranken und tanzten und nannten Mids „Berrudderherz“ und „batsches Freund“. So gemütlich war's schon lange nicht bei Timoreits.

Weniger genützlich freilich fand es die Grita bei ihrem vierbeinigen Schugbesohlenen. Das Schwein war sicher musikalisch, und wenn Mids unten immer wieder in sein Lieblingslied „Lott is tot, Lott is tot“ einfiel, da quiekte es fröhlich mit, und Grita stand eine Todesangst aus, das man das unten höre. Sie irrte, schelte, fütterte und kraute das Schwein abwechselnd. Redete ihm zu, wie man sonst nur einem kranken Schwein zuredet, — und schließlich schien es begriffen zu haben, daß es sein Leben für die Familie Timoreit und das deutsche Reich erhalten müsse, denn — so erzählte Grita — sie brauchte ihm schließlich nur ins Ohr zu flüstern: „Still, sonst holt dich de Russ'!“ da lag es ganz ruhig und mußte nicht.

Zweieinundneunzig Tag blieben die Russen in Wannaguppchen. Dann schien es ihnen nicht mehr geheuer in der Gegend. Sie zogen ab, rückwärts und so schnell, daß sie sogar vergaßen, Mids Timoreits Käte anzuländen. Denn preussische Garderegimente pfeiferte blaue Bohnen hinter ihnen her, und Hindenburg befohlt ihnen etwas später bei Oetelsburg und Tannenberg den Rest. Mids Timoreit aber opferte sein vor den Russen gerettetes Schwein, das lebte von Wannaguppchen, als Siegesmahl für die preussischen Soldaten — gegen blanke Piler aus der Kompagnieklasse natürlich. Das war das fröhlichste Schlachtfest bei Timoreits.

Vermischtes.

* Ein neues Verfahren der Daktyloskopie. Eine der schwierigsten Aufgaben der Polizeitechnik auf dem Gebiete der Identifizierung der Verbrecher ist die, ein einheitliches Identifizierungsverfahren zu schaffen, das gleichzeitig ein einheitliches Registrierungsverfahren gestattet. Die Oberpolizeinspektor Weich in einem Aufsatz der Deutschen Strafrechts-Zeitung ausführlich, scheint die Lösung dieses Problems nunmehr gelungen zu sein. Gleichzeitig haben zwei erfahrene Kriminalisten, der Direktor des argentinischen Erkennungsdiens Juan Bucetich und der kopenhagener Polizeikommissar Dr. Hakon Jørgensen, ein Verfahren ausgearbeitet, das auf denselben Prinzipien beruht und allen Anforderungen entspricht. Während Bucetich seine Methode noch nicht genauer mitgeteilt hat, machte Dr. Jørgensen die seine auf dem internationalen Polizeikongreß der Öffentlichkeit bekannt. Seine Methode weist neben anderen Vorteilen besonders den auf, daß jeder einzelne Abdruck der zehn Finger besonders registriert wird, während früher alle zehn Finger gemeinsam auf ein und denselben Abdruckarte registriert wurden. Dies neue monodaktyloscopische Registrierungsverfahren ermöglicht also, jeden einzelnen Finger besonders zu registrieren und ihm eine besondere Formel zu geben. Dadurch werden zehnmal soviel Karten und Formeln erhalten, als dies bei dem bisherigen Zehnfingerregistrierungsverfahren der Fall war. Den bisherigen Fingerabdruck-Methoden haftete sodann der Mangel an, daß die obersten Fingerabdrücke der Verbrecher nicht abgedrückt, sondern gerollt wurden. Da aber der Verbrecher am Tatort keine gerollten, sondern nur abgedrückte Fingerabdrücke hinterläßt, so gingen für den Erkennungsdiens die wertvollsten Bestandteile verloren, denn die äußersten Fingerspitzen kamen mit ihren Mustern nicht mehr so genau auf den Kopier-

bogen heraus, wie dies beim Abdrücken der Fall ist. Die neue Methode läßt die Fingerspizen der Verbrecher nicht rollen, sondern mittels eines besonderen Apparates abdrücken. Dr. Zörgensen vermag auch mit Hilfe eines feiner konstruierten Apparates die Schlingen-, Wirbel- und Bogenmuster der Fingerabdrücke in viel reicherer Weise als bisher zu klassifizieren, nämlich in circa 100 Hauptklassen. Bei der analytischen Untersuchung legt er das Gewicht auf gewisse typische Eigentümlichkeiten, welche häufig in den Fingerabdrücken vorkommen und immer eine entscheidende Rolle für die Identifizierung gespielt haben. Mit Hilfe eines Millimetergrabbmessers werden diese dann noch des Näheren untersucht. Die Kombinationsmöglichkeiten für dies neue System sind mit circa 10 000 Millionen berechnet worden, d. h. mit einer bisher noch nie erreichten Zahl. Berggegenwärtig man sich nun, daß es auf Erden nur rund 1500 Millionen Menschen gibt, so wird man daraus die absolute Sicherheit dieses Identifizierungssystems erkennen. Das neue Verfahren ist leicht soßlich und kann daher von jedem Beamten schnell in die Praxis übertragen werden. Da hilft auch eine wesentliche Verbesserung der Fingerdruckabnahme. Das zu den Abdrücken verwandte Papier wird einem besonderen Gelatineverfahren unterworfen, damit die vorher mit Eisendoppelschloßlösung bestrichenen Papirlinien beim Berühren der Gelatine in schöner grüner Farbe hervortreten. Die Fingerabdrücke werden weit schärfer als bei dem alten Verfahren, und die Ausrüstung für diese monodattloporische Registratur wird vereinfacht. Das neue Verfahren, das eine große Zukunft hat, eignet sich auch zu einem internationalen Mitteilungsmittel, das eine Identifizierung durch Fernsprecher und Telegraph und die Übertragung des wichtigeren Inhaltes der Registraturen, namentlich bei internationalen Verbrechern, in sogenannte Verbrecherlexika gestattet. Dadurch ist die Möglichkeit für eine zuverlässige, umgehende und handliche Identifizierung geschaffen.

Kokain sucht in Paris. Man hat in Paris den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben, als man den Absinth aus allen Kaffeehäusern und Schanklokalen verbannte, denn nun tun Morphium und Kokain in noch ausgebeuteterer Weise als früher ihr düsteres Werk, um den Parfern über die traurige Kriegszeit wegzuhelfen. Das Vaster der Veräufung durch Kokain hatte ja in Frankreich bereits vor dem Kriege erschreckende Formen angenommen; nicht nur die Bohémienkreise des Montmartre suchten darin neue Sensationen, sondern die Kokaintrüge war selbst schon die Geliebtein einfacher Arbeiterinnen geworden. Am Kokain hängt, zum Kokain drängt nun alles, und wenn auch verhältnismäßig wenig davon an die Öffentlichkeit kommt, so ist es doch genug, um einem der schönstehenden Londoner Berichterstatter in Paris zu einem bedeutlichen Stimmungen Veranlassung zu geben. Der Pariser Mitarbeiter des „Daily Telegraph“ weist auf eine Gerichtsverhandlung hin, in der sich ein bereits viel bestrahter Kokainfuchtiger Denis Jarzuel, der sich geradezu zu einem Propheten des Kokain ausgeschwungen hat, wegen des Verkaufes dieses Veräufungsmittels im Großen zu verantworten hatte. Unter denen, die er mit diesem Gift versorgte, befand sich auch ein Soldat, der unter dem Einfluß des Kokain desertiert war und nicht zu seinem Regiment zurückkehrte. Der Gerichtshof verurteilte Jarzuel zu einer hohen Geldstrafe und zwei Monaten Gefängnis, vorher aber mußte er sich noch eine Lobrede des Kokainanalfektors auf das betäubende Gift anhören; der Angeklagte erklärte, daß Kokain heutzutage vielen Parfern zur Lebensnotwendigkeit geworden sei und daß man seinen „Eingesug“ trotz aller Bestrafungen nicht aufhalten werde. Er sprach von den Anhängern des Kokain, die sich auch in den höchsten Kreisen befänden, und von seiner „segensreichen Wirkung“. „In kleinen Dosen genossen“, so predigte er, „ist das Kokain ein heilsames Mittel, das einen großen Einfluß auf die Phantasie ausübt und die geistige Entwicklung befördert. Es hat auch einen bewunderungswürdigen Einfluß auf den Charakter und macht die, die es ständig nehmen, freundlich, höflich und lebenswürdig. Vor zwei Jahren war ich verrückt, jetzt bin ich gesund und geheilt dank dem Kokain. Kokain macht jung, frisch und kraftvoll. Ich selbst bin der beste Beweis für das, was ich sage.“ Der Richter unterdrückte beim Anblick der vorzeitig gealterten, eingelassenen und schwächlichen Jammergestalt, die diese Worte aussprach, das Lächeln, das ihm schon auf den Lippen schwebte. Daß die Sucht aber wirklich in weite Kreise gedrungen ist, das zeigte sich bei der Entdeckung eines Kokain-Depots, die kurz darauf glückte. Eine junge Dame, ein Mädchen aus reichem und angesehenem Hause, fiel eines Tages plötzlich auf der Rue Verthoulet in Ohnmacht. Sie wurde in einen benachbarten Laden gebracht und hier stellte ein kundiger Volontier fest, daß sie unter dem Einfluß des Kokaingenusses bewusstlos geworden war. Man forschte nun den Gängen dieses Hauses aus guter Familie nach und fand, daß es häufig ein Depot im Montmartre-Bezirk besuchte und daß es auch am Tage vor dem Unfall bis 8 Uhr nachmittags dort gewesen war. Die Eltern ahnten natürlich von diesen Ausflügen nichts. Als aber nun die Polizei unvermutet des Nachmittags in dem Hotel erschien, fand sie dabelbst eine große Anzahl junger Männer und Mädchen, die sich alle dem Kokaingenuss hingaben. Man vereinigte sich hier zum „Kant-Whv-Zee“, aber statt des Zees wurde Kokain gereicht, das ein Drogist aus der Nachbarschaft in jeder verlangten Menge lieferte.

Büchertisch.

Ein neues Kaiserbild. Der Schöpfer des im Verlage von G. H. Seemann in Leipzig erschienenen kraftvollen neuen Kaiserbildnisses ist trotz seiner jugendlichen Jahre kein Unbekannter und Unbewährter mehr. Erich Gruner ist zuerst mit graphischen Arbeiten hervorgetreten; seine Kopierungen zum Thema des „Judas“ setzten ihn mit Erfolg auf jenen Bahnen vorwärtsstrebend, die durch Klingers gedankenvolle Foklen der deutschen graphischen Kunst erschlossen waren. Objektiv und frei von stillisierenden Neigungen gibt sich Gruner im Vortrat, wofür der überaus ähnliche Kaiserkopf ein glänzendes Beispiel bildet. Die kräftige entschlossene Pinselführung ist dem Charakter des Dargestellten angepasst, in dessen Zügen Entschlossenheit und Willensstärke vorherrschten. Mit wenig sicheren Strichen ist die Uniform behandelt, farbige Diskret, um nicht ungebührlich das Interesse von dem Kopf abzulenken. Das Ganze ist in seinem wichtigen, knappen Ernst sicherlich eine der besten Verkörperungen des Kaisers, die wir aus Künstlerhand erhalten haben. — Und ebenso ragt aus der Uebermasse der bisherigen Kriegsbilder Gruners Vedentblatt, „Ich hatt' einen Kameraden“ heraus, das, auf eigenem Schlachterlebnis beruhend, eine Kampfszene ohne jede Aufdringlichkeit ins Heroische steigert und somit als wirklich künstlerischer Kriegswandgemälde empfohlen werden kann.

Um Vaterland und Freiheit. Im Verlage von Hermann Montanus in Siegen und Leipzig erschien in der Sammlung Montanus-Bücher vor kurzem unter dem Titel „Um Vaterland und Freiheit“ ein Kriegswerk von besonderer Bedeutung. Der erste Band dieses Kriegswerkes wurde in einer Auflage von 30 000 Exemplaren gedruckt, welche binnen kürzester Zeit verkauft waren. Ein zweiter 30 000 Druck dieses ersten Bandes befindet sich augenblicklich in Vorbereitung. Vor uns liegt nunmehr auch der zweite Band dieses Kriegswerkes und dieser zweite Band ist wiederum ganz besonders wertvoll. Er enthält über 200 Wirklichkeitsaufnahmen aus dem großen Kriege, die uns mitten hinein in die Kämpfe im Osten und Westen führen. Wir sehen unsere großen Feldherren und Staatsmänner bei Erfüllung der Forderung des Tages. Wir lernen aus deutlichster Anschauung die fortgeschrittenen Kriegsmittel von Freund und Feind, sowie die Einrichtungen zur Ueberwindung der Kriegsnöte kennen und wir folgen unseren tapferen Truppen in Schützengraben, Unterstand und in die Schlacht hinein. Der äußere Umschlag bringt in trefflicher Ausführung das Bild des Kronprinzen zu Pferde. Eine Duplex-Autotypie des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg in packender Wirkung befindet sich am Anlonge des wertvollen Buches. Der Herausgeber Walthar Stein berichtet in der Einleitung kurz, übersichtlich und fesselnd über die Kriegslage, soweit sie in den Mitteilungen der Generalstäbe geschichtlich festgelegt ist. Das Werk wird noch einige wenige Bände gleicher Art in sich vereinen und abgeschlossen wohl das wertvollste Bildwerk über den Krieg sein. Jeder Band kostet 2 Mark.

Mit den Feldgrauen nach Belgien hinein. Kriegserlebnisse und Schilderungen. Herausgegeben von Wilhelm v. Trotha, Oberleutnant a. D. Mit zahlreichen Bildern. Leipzig, Pesse & Becker Verlag. 240 Seiten, 1,60 Mk. — Oberleutnant Wilhelm v. Trotha, bekannt durch mehrere Volkserzählungen und Romane, gibt in dem trefflich ausgestatteten Buche eine zusammenhängende Darstellung der Eroberung Belgiens, das, wie man weiß, sich von England und Frankreich hatte verleiten lassen, die Neutralität zu brechen. Der Verfasser, der selbst als Feldgrauer Belgiens durchzogen hat, stützt sich vornehmlich auf Feldpostbriefe und andere Berichte von Augenzeugen, steuert aber auch manches aus eigener Anschauung bei und vermittelt dem Leser auf diese Weise ein packendes Bild der kriegerischen Ereignisse und der schrecklichen Frankreichskämpfe. Das Buch, das mit Bildern, u. a. dem des Kaisers, geschmückt ist, darf ohne Bedenken auch als Lektüre für die heranwachsende Jugend empfohlen werden.

Silberrätsel.

a, bi, binkl, bur, chart, di, er, ia, ia, fa, gau, gas, o, lau,
ll, na, ne, ni, pi, re, ri, ry, ter, the, u, um.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen zehn Wörter gebildet und derart untereinander gesetzt werden, daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines bekannten Gelehrten und dessen Heimatland bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter folgendes:

1. Stadt an der Wolga.
2. Germanischen Volkstamm.
3. Fluß in Rußland.
4. Ein Veräufungsmittel.
5. Flüssigkeitsmaß.
6. Ein Signal.
7. Italienischen Staatsmann.
8. Griechische Göttin.
9. Nebenfluß der Donau.
10. Stadt in Bulgarien. (Auss. in nächster Nr.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
Weiß. 1. S f 1 — h 2. Schwarz. Bellebrig.
2. D, T, S gibt Matt.